



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Romantisches

Walzel, Oskar

Bonn, 1934

Stilgegensätze der Redeweise (Goethe, Rousseau, Diderot, Cervantes)

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99238](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99238)

über diese Vorlesungen. Sie empfindet es als unerfreulich, daß Müller den Eindruck der Vorlesungen F. Schlegels verdränge. Trotzdem rühmt sie seinen angenehmen Vortrag und gedenkt des großen Beifalls. Doch sogar von diesen Vorlesungen, die reifer ausgestaltet sind als ihre Vorgängerinnen, sagt Dorothea, sie seien ein bißchen „crème fouettée“, setzt aber hinzu: „Sie wissen wohl, daß man nicht ungern davon speißt, besonders die Damen.“ Karoline Pichler bekundet die Wirkung, die von Müller durch die Schilderung der „berühmten Parlamentssitzung“ (in der sechsten Vorlesung) geweckt wurde. —

Vermittlung der Gegensätze gilt bei Müller auch für die Vielfalt der deutschen Mundarten. Schon die zweite Vorlesung (S. 33 f.) gedenkt des Mangels eines harmonischen Grundtons, der sich — ganz anders als in der früheren französischen Sprache, Konversation, Gesellschaft und Literatur — dem Deutschen aus der Fülle der Dialekte ergibt; schroff stehen sie untereinander, sie sperren und spannen die einzelnen Gebiete Deutschlands gegeneinander. Die siebente Vorlesung, „Von deutscher Sprache und Schrift“, weist zurück auf diese Äußerung und entwickelt die Möglichkeiten einer Vereinheitlichung. Abgewiesen wird, den meißnischen und thüringischen Dialekt zum Hauptdialekt zu erheben und das ganze Kulturgeschäft der Sprache in beständigem Reinvaschen und Abfeilen dieses Dialekts zu suchen, wie das vor dreißig Jahren geschehen sei. Wenn ein guter deutscher Sprecher erstehen solle, dürfe kein deutscher Ort ein Privilegium für sich haben; alle müssen echt republikanisch gelten. Die größten Schriftsteller und Sprecher der deutschen Sprache, Goethe, Schiller, Herder, Johannes von Müller, Genß usw., verdankten einen großen Teil ihrer Sprachkraft dem Umstande, daß sie umhergelebt hätten in Deutschland oder aus dem Norden in den Süden, aus dem Westen in den Osten verpflanzt worden seien. (Müller dachte da wohl auch an sich selbst.) Schon die zweite Vorlesung über das Schöne vertritt gleiches (vgl. oben S. 201).

Gut frühromantisch bekämpft Müller auch hier die Korrektheit, die sich vor dreißig Jahren in Deutschland klassisch nannte und sich zur Trägerin eines goldenen Zeitalters der Literatur machen wollte.

Müller selbst hat wichtigere Unterschiede der Form bei den eigentlichen Schriftstellern der Nation, aber auch bei den Franzosen und in der Literatur überhaupt festzustellen. Seine Dialektik fordert ja nicht nur Verbindung der Pole, auch rechtes Kennzeichnen des Gegensatzes der Pole. In Goethe sieht er beide Pole verwirklicht: Im „Werther“ edle Getragenheit der Schreibart, ein gewisser Kothurn, in den „Lehr-

jahren" ein Gehen auf Ecken, Anmut und Beweglichkeit, während im „Werther“ Würde, Anstand, „eine gewisse allgegenwärtige Fülle der Brust“ bestehe. Zu tief befangen im Ernst des Lebens „Werther“; die „Lehrjahre“ zu mutwillig spielend über das Leben erhoben. Dort Raufsch, hier Nüchternheit. Im „Werther“ sei Goethe mehr Redner als Dichter; in den „Lehrjahren“ mehr Dichter als Redner.

Denselben Gegensatz findet Müller wieder in Rousseau und Diderot. Zwei Federn gebe es: Die eine bequeme sich geflügelt in allen Wechsel der Zeiten und Gestalten, sie sei nach Maßgabe des Gegenstandes ernst, leicht, außerordentlich, gewöhnlich, tief und oberflächlich; die andere sei ein eiserner Stift gleich dem „stilus“ der Alten, ewige Gefühle und Gedanken, vor allem die ernsthafteste Gesinnung des Autors für die Ewigkeit einzugraben. Dort gebe das Auge das Gesetz, hier das Herz.

An Cervantes zeigt Müller die geflügelte Feder in ihrer ganzen Bedeutung rühmend auf. Hier wird als Beherrscher der eisernen Feder neben Bossuet und Machiavelli der Verfasser der „Betrachtungen über die französische Revolution“, wird Burke angeführt und sein Gegensatz zu Cervantes glücklich ausgedrückt. Als Genossinnen des Cervantes erscheinen Frau von Sevigné und Lady Montague. Müller ist damit weit genug vorge drungen, um für das Paar geflügelt und ernst seine ihm geläufigen Gegensätze weiblich und männlich anzuführen.

Und wie sonst bei Müller, der doch nur die harmonische Verbindung der Gegensätze schätzt, erscheint auch diesmal Johannes von Müller als sonderbare Verknüpfung des rednerhaften Kothurns mit einer gewissen poetischen Empfänglichkeit, die mitunter den falschen Schein eines Dichters ergibt.

Verwirren sich indes durch diese Darlegungen nicht die Grenzen von Beredsamkeit und von Dichtung in ungebundener Rede? Die Grenze von Dichtung und Beredsamkeit ist schon vorher, in der vierten Vorlesung, gezogen. Hier erscheint bereits Müllers Begriffspaar männlich und weiblich, den Gegensatz des Redners und des Dichters zu kennzeichnen. Überschieden ist die Vorlesung: „Verhältnis der Beredsamkeit zur Poesie“.

Sie setzt mit dem „vielbeliebten“ Ausdruck „Schwung“ ein, der gern für die Poesie in Anspruch genommen wird. Müller legt eine andere Scheidung nahe: Bestimmter Zweck in der Beredsamkeit und Zwecklosigkeit in der Dichtung. Oder hier mindestens kein Zweck im Bezirk unserer irdischen Neigungen und Bestrebungen. Schwung scheine